

Theresia Enzensberger

Ein Gespräch im Jahr 2071

2015

<https://doi.org/10.25969/mediarep/825>

Veröffentlichungsversion / published version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Enzensberger, Theresia: Ein Gespräch im Jahr 2071. In: *POP. Kultur und Kritik*, Jg. 4 (2015), Nr. 1, S. 94–96. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/825>.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:6:3-pop-2015-14878>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under a Deposit License (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual, and limited right for using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute, or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the conditions of use stated above.

EIN GESPRÄCH IM JAHR 2071

Theresa Enzensberger



94

Wir (»Pop« ist schon lange in die »Deutsche Akademiezeitung« aufgegangen) haben Oskar Ervino zu seinem 80. Geburtstag am 24.06.2071 besucht und ihn gebeten, einen Rückblick auf seine lange Karriere in der Medienwelt zu wagen.

Oskar Ervino sitzt auf einem grünen Samtsofa und lächelt in sich hinein. Eigentlich hat es stets den Anschein, als habe er den Blick nach innen gerichtet, was seine tiefe, fast dröhnende Stimme immer wieder zur Überraschung macht. Nein, als introvertiert kann man ihn nicht bezeichnen, diesen Kulturmonolithen, der seit über 50 Jahren die Medienlandschaft in Deutschland mitprägt. Nachdem er die Geschäftsführung bei ErvinoMedien vor vier Jahren seinem Sohn übergeben hatte, war es ein wenig stiller um ihn geworden. Der Rückzug aus der Welt der Zeitungen scheint ihm nicht geschadet zu haben, er ist gut aufgelegt und bietet gleich zu Beginn des Interviews eine Führung durch seine beeindruckende Bibliothek an.

DEUTSCHE AKADEMIEZEITUNG (DA): Herr Ervino, zu Beginn des Jahrhunderts herrschte die Vorstellung, mit dem gedruckten Erzeugnis würde es bald ein Ende haben. Haben Sie damals mit dem Gedanken gespielt, Ihre Bibliothek in ein Gästezimmer umzuwandeln?

OSKAR ERVINO (OE): Ich habe das schon immer für Unsinn gehalten. Der Reiz der elektronischen Lesegeräte bestand ja darin – und besteht noch heute darin –, möglichst wenig Ballast zu haben, Bücher immer und überall kaufen

zu können, den echten Lesegenuss also gegen schnellen Komfort auszutauschen. Ich habe mich dieser Bequemlichkeit aber nie hingegeben.

DA: Das ist die Konsumentenseite. Sie waren einer der wenigen Medienproduzenten, die damals nicht aufgehört haben, in Printprodukte zu investieren. Lag dieser Entscheidung eine gewisse Sentimentalität zugrunde oder haben Sie damals gehaut, dass sich der Markt wieder stabilisieren würde?

OE: Ich weiß nicht, ob Sentimentalität das richtige Wort ist, 2019, als ich Ervino-Medien gegründet habe, war ich ja erst 28 Jahre alt. Es war also bestimmt nicht jene Art von Traditionalismus, die ein paar Verleger damals noch an den Tag legten. Aber auch die Hysterie, mit der damals alle die schöne neue Online-Welt beschworen, beobachtete ich mit einem gewissen Misstrauen. Sehen Sie, ich bin ja in erster Linie Geschäftsmann.

DA: Also haben Sie damals schon erkannt, dass sich Print zu einem Luxusprodukt entwickeln würde?

OE: Was natürlich niemand voraussehen konnte, war der Trend, ganz ohne elektronische Geräte zu leben. Nach dem NSA-Skandal von 2013 passierte erst einmal wenig. Aber es zeichnete sich schon damals der Qualitätsverlust der Onlinemedien ab. Mir war klar: In diesen Bereich wollte ich nicht investieren. Dass hingegen der Springer-Verlag schon 2012 ankündigte, nicht mehr im Printbereich zu investieren, ist auch aus heutiger Sicht absolut folgerichtig. Firmen wie Springer und Gruner + Jahr profitieren im Datenhandel immer noch von hohen Klickzahlen. Nur mit Journalismus hat das wenig zu tun.

DA: Empfinden Sie diese Verlage überhaupt als Konkurrenz?

OE: Überhaupt nicht. Wir haben so derartig verschiedene Zielgruppen und Anzeigenkunden, da kommen wir uns kaum in die Quere. Die inhaltlichen Unterschiede dürften ja offensichtlich sein.

DA: Gab es nicht, in den späten Nuller- und frühen Zehnerjahren, Versuche, dem Qualitätsverlust der Onlinemedien entgegenzuwirken?

OE: Sie spielen bestimmt auf die damalige Praxis des Crowdfundings an. Das war ein schöner Gedanke, das mit dem leserfinanzierten Journalismus. Leider hat sich die Euphorie nicht lange gehalten. Der riesige Glaubwürdigkeitsverlust durch den Assberg-Skandal war nicht mehr wettzumachen.

DA: Für unsere jüngeren Leser: Sie sprechen von dem Skandal, bei dem die Assberg-Gruppe 2024 unter dem Deckmantel einer kleineren Tochterfirma durch Crowdfunding und eine geschickte Marketingstrategie fast 2 Millionen Euro einsammelte...

OE: ... und damit gehörig auf die Schnauze fiel, als es schließlich aufflog, ja. Leider waren die Konsequenzen vor allem für die >einfachen Crowdfunder< verheerend. Das Vertrauen war einfach weg.

DA: Zurück zu Ihrer eigenen Firma. Sie haben von Anfang an nur in hochwertige Printprodukte investiert. Hat man Sie damals nicht für verrückt gehalten?

OE: Sicherlich sah man mich nicht als Visionär. Aber als ich anfing, gab es so

viele kleine, unabhängige Magazine, die tatsächlich einen hohen Standard hatten. Irgendwie fand ich es naheliegend, sie alle aufzukaufen und ein Netz an Anzeigenkunden aufzubauen, das bereit war, für eine bestimmte Zielgruppe viel Geld auszugeben. Am Anfang war es nicht leicht und bestimmt war auch viel Glück im Spiel. Dass Mitte der 2020er Jahre viele Kunden anfangen, sich ihrer Handys, Computer und Tablets zu entledigen, war ja damals noch nicht abzusehen.

DA: Das war kurz nachdem die großen, seriösen Redaktionen fast komplett auf Online umgestellt hatten. Haben Sie damals Befriedigung empfunden?

OE: Wenn ich behaupten würde, dass ich nicht einen Funken Genugtuung empfunden habe, müsste ich lügen. Aber es war auch traurig, mitanzusehen, wie die großen Verlagshäuser nacheinander Insolvenz anmelden oder sich von Springer und Gruner + Jahr aufkaufen lassen mussten.

DA: Sie hatten und haben ja vor allem Kunden, die sich das Leben ohne Technik leisten können, ansonsten hätte sich der Anzeigenmarkt sicherlich nie auf solche Art stabilisiert. Was sagen Sie zu den Vorwürfen, ihr Gewerbe sei elitär?

OE: Es war ja schon immer so, dass gewisse Produkte eben nur eine kleine Gruppe von Leuten ansprechen. Als Statussymbol zu gelten haben die gedruckten Produkte hauptsächlich der Tatsache zu verdanken, dass sie gewissermaßen eine greifbare Antithese zur digitalen Welt darstellen. Das sind die Gegebenheiten, denen man sich eben anpasst. Ich sagte ja schon, ich bin Geschäftsmann.

96

DA: Auch als Geschäftsmann kann man eine Meinung haben. Was halten Sie denn von dem Gesetzesentwurf, der ein iChip-Implantat in Zukunft für Sozialhilfeempfänger obligatorisch machen soll?

OE: Ach, wissen Sie, das ist ja erst mal nur ein Vorschlag. Ich verstehe schon, dass das Empörung hervorruft. Es schreibt die Spaltung zwischen denjenigen, die digitale Geräte noch benutzen und denjenigen, die sich für ein analoges Leben entschieden haben, gesetzlich fest. Aber man kann ja auch nicht einfach so tun, als gäbe es diese Spaltung nicht.

DA: Aber haben Sie als erklärter Marktliberaler nicht ein Problem damit, wenn das von staatlicher Seite bestimmt wird?

OE: Das analoge Leben ist ohnehin eine elitäre Angelegenheit, schließlich kann man es sich als kleiner Angestellter gar nicht leisten, nicht erreichbar zu sein. Ich finde, wir sollten das nicht schönreden. Aber so, wie die Dinge stehen, denke ich eben auch: Warum sollte ein Sozialhilfeempfänger mehr Privilegien genießen, als jemand, der hart für sein kleines Einkommen arbeitet?

DA: Vielen Dank für das Gespräch, Herr Ervino. ◆